

The image is a book cover for 'Der Unsichtbare Gast' by Marie Hermanson. It features a woman in a yellow dress standing in profile by a window, looking out. The room has floral wallpaper and a dark wooden table with a silver vase. The title is written in large, white, distressed font at the top, and the author's name is at the bottom. The text 'Roman Insel' is also visible.

# DER UNSICHTBARE GAST

MARIE  
HERMANSON

Roman Insel

Marie Hermanson

# DER UNSICHTBARE GAST

*Roman*

Aus dem Schwedischen von Regine Elsässer

Insel Verlag

Die Originalausgabe erschien erstmals 2014 unter dem Titel  
*Skymningslandet* bei Albert Bonniers Förlag, Schweden.  
© Marie Hermanson 2014  
Published by arrangement with Nordin Agency, Malmö

Erste Auflage 2015

© der deutschen Ausgabe Insel Verlag Berlin 2015

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des  
öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch  
Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form  
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)  
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert  
oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,  
vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-17648-0

Wir fahren mit offenen Fenstern. Es roch nach feuchter Erde und etwas anderem, Kraftvollem, Berauschem, das mich an altertümliche Fruchtbarkeitsriten denken ließ. Das junge Grün war fast durchsichtig, wie dünne hellgrüne Schleier, die vom Himmel herabgeschwebt und auf den Äckern gelandet waren. Ein Windhauch und sie wären wieder verschwunden, so flüchtig schienen sie.

Ich versuchte, aus Tessan herauszubekommen, was sie arbeitete, aber sie sagte nur »du wirst schon sehen«, und dann sprach sie wieder auf die ihr eigene fahrig-e Art und Weise über alles Mögliche. Sie hat eine ganz besondere Stimme, die mich schon immer fasziniert hat: dumpf und ein bisschen heiser. Wie dunkles, blankes Eis, das langsam reißt.

Es begann zu dämmern, als Tessan in eine sanft ansteigende Allee mit großen, unbeschnittenen Eschen abbog. Eine Allee aus Eschen ist ziemlich ungewöhnlich, es sind meistens Pappeln, Weiden oder Linden. Die Rinde war mit dickem grauem Moos bewachsen, die Zweige streckten sich über die Straße.

Die Allee endete an einem herrschaftlichen Gebäude.

Tessan parkte auf dem Kiesplatz, schaltete den Motor aus und schaute mich an, neugierig, wie ich reagieren würde.

»Was ist das für ein Ort?«, fragte ich. »Wohnst du hier?«

Sie hielt mein Staunen für einen Ausdruck der Bewunderung und freute sich.

»Es heißt Glimmenäs«, sagte sie. »Jetzt gehen wir rein und sagen guten Tag.«

Sie musterte meine Jeans mit einem kritischen Blick und fügte hinzu:

»Vielleicht solltest du dich erst umziehen. Schau nicht so ängstlich. Da drinnen gibt es Kleider.«

Ich hatte noch ein paar Fragen stellen wollen, aber Tessan war schon ausgestiegen und hatte die Autotür zugeschlagen.

Ich folgte ihr vorbei am feudalen Haupteingang über den knirschenden Kies zu einer Tür an der Schmalseite des Hauses. Efeu kletterte über alle Mauern und verbarg fast ganz den abblätternden Putz.

Tessan schloss auf, wir traten in einen kleinen Flur mit braunen Blumentapeten. Es roch wie in einer alten Schule oder einer Jugendherberge; eine muffige Mischung aus alten Essensgerüchen, Reinigungsmitteln und feuchten Wänden.

Ich wurde ein wenig unruhig. Hatte Tessan wirklich das Recht, hier zu sein? Was war das für ein Haus? Ich erinnerte mich an all die verrückten Dinge, die wir zusammen unternommen hatten. Oft wenn wir etwas getrunken hatten. Wir mopsten Äpfel, klauten Schminksachen und ärgerten Leute, die wir nicht mochten. Oder eher, die Tessan nicht mochte. Das meiste war ziemlich harmlos, manches war ernster und hätte juristische Nachspiele haben können, wenn wir erwischt worden wären. Im Nachhinein dachte ich an diese Zeit mit einer Mischung aus Scham über das, was wir angestellt, und Erleichterung, dass wir es geschafft hatten. Aber als wir es machten, war es einfach lustig und spannend. Als würde man in einem Film mitspielen.

Als wir in dem großen fremden Haus durch den Flur gingen, hatte ich wieder dieses Filmgefühl. Mein Herz schlug etwas schneller, meine Sinne waren wachsam.

Wir gingen eine Treppe hinauf und kamen in einen weiteren Flur, ganz anders als der erste. Er war heller und höher, ein Teppich bedeckte den Boden.

Tessan öffnete eine der Türen. Ein starker Geruch von Mot-

tenpulver schlug uns entgegen. Hier drinnen hingen Kleider in langen Reihen auf Kleiderständern, die meisten waren in große Hüllen verpackt. Auf dem ersten Ständer hingen ein paar unverpackte: sieben, acht Kleider und ein paar Röcke und Blusen. Sie sahen aus, als stammten sie aus den 1930er oder 40er Jahren. Ganz hinten stand ein großer, dreiteiliger Spiegel.

Tessan nahm ein dunkelgrünes Kostüm herunter, es bestand aus einem schmalen Rock, einer Jacke mit geraden Schultern und einem Gürtel in Taillenhöhe.

»Zieh es mal an«, sagte sie mit ihrer leisen, heiseren Stimme. »All diese Kleider passen mir. Und wir haben wohl immer noch die gleiche Größe?«

Tessan und ich hatten früher immer die Kleider getauscht. Ich erinnerte mich noch gut an das prickelnde Gefühl, wenn ich ein Kleidungsstück von Tessan trug. Ein Teil von Tessan schien auf mich überzugehen, ich konnte sie fast auf meiner Haut spüren. Einen kurzen Moment lang fühlte ich mich dann genauso leichtsinnig und abenteuerlich wie sie.

»Ja, ich glaube schon«, sagte ich unsicher.

»Und dann noch das«, sagte sie und reichte mir eine Bluse, die vielleicht einmal weiß gewesen war, aber jetzt eher gelb geflammt aussah.

»Warum soll ich das alles anziehen? Ich möchte meine eigenen Sachen anbehalten«, protestierte ich.

Aber dann zog ich doch folgsam meine Jeans aus und die Kleider an, die sie mir hinhielt. Tessan wühlte weiter und komplettierte meine Ausstattung mit Nylonstrümpfen mit Naht und ein Paar Schuhen mit halbhohem Absatz.

Ich schaute mich in dem hohen Spiegel an. Die Seitenteile waren so gestellt, dass ich mich von schräg hinten sehen konnte. Das Kostüm passte mir wie angegossen. Ich glaube, ich hatte in meinem ganzen Leben noch nie ein so gut sitzendes Kleidungsstück angehabt.

»Hm«, murmelte Tessan. »Du solltest vielleicht die Haare hochstecken.«

Sie drehte meine Nackenhaare zu einer Rolle, steckte sie dann mit Haarnadeln fest und nickte meinem Spiegelbild anerkennend zu.

Dann richtete sie ihre hochgesteckten Haare und malte ihre fülligen Lippen mit einem mattroten Lippenstift an. Sie stellte sich neben mich und wir betrachteten uns im Spiegel. Zwei schmucke junge Damen aus einer anderen Zeit, eine dunkel, eine blond.

»Sind wir nicht reizend«, flüsterte Tessan.

Plötzlich durchfuhr mich eine Unruhe.

»Tessan«, sagte ich, »was haben wir vor? Wen werden wir treffen?«



Ich versuche, mir Florence Wendman so in Erinnerung zu rufen, wie ich sie zum ersten Mal im Kleinen Salon gesehen habe. Die schneeweißen Haare, die spitzen Schlüsselbeine unter der papierdünnen Haut, der vom Alter gekrümmte Nacken.

Für ihr Alter hatte sie erstaunlich wenig Falten. Ihre Haut war anders gealtert, eher wie ein alter, dünn und blank gewordener Stoff.

Aber die Augen! Diese merkwürdigen Augen. Alles andere an ihr war blass und grau geworden: die Haare, die Haut, die Lippen. Nur die Augen waren intensiv blau und strahlten wach und neugierig aus ihren schattigen Höhlen. Als ob es in dem alten Körper einen jüngeren Menschen gäbe, der durch die Öffnungen herausschaute.

Sie trug eine Bluse, die ihre phantastische Augenfarbe noch betonte. Später sollte ich feststellen, dass sie immer Kleider in einem blauen Farbton trug: taubenblau, türkis, marine oder wie jetzt: ein kühnes Kornblumenblau. Sie trug eine Kette mit einem goldenen Medaillon um den Hals. Die Kette war so lang, dass das Medaillon über ihrem Bauch hing. Ich versuchte, dessen Inhalt zu erraten: Ein Foto ihres verstorbenen Ehemanns, die Haarlocke eines verflorenen Liebhabers?

»Guten Tag, Tante Florence«, sagte Tessa und knickte.

Ja, sie knickte wirklich. Den Blick scheu gesenkt und mit einem Lächeln, wie ich es an ihr noch nie gesehen hatte.

»Guten Tag, Therese«, antwortete die alte Frau mit spröder, aber sehr deutlicher Stimme.



»Ich habe eine Freundin dabei.«

»Ich sehe es, ich sehe es«, sagte Florence und nickte.

Tatsächlich schaute sie mich in diesem Moment überhaupt nicht an. Sie nahm ihr Medaillon in die Hand, öffnete es mit einer geübten Daumenbewegung und betrachtete es nachdenklich. Ich beugte mich ein wenig vor, und ehe sie es wieder schließen konnte, sah ich den Inhalt: Ein Zifferblatt. Das goldene Schmuckstück war also eine Uhr.

Es war lustig, dass sie sich die Mühe machte, das Medaillon zu öffnen. Denn das Zimmer war voller Uhren. Ich zählte acht Wanduhren, drei Tischuhren und eine Standuhr. Und alle schienen richtig zu gehen.

»Und wie heißt das Fräulein?«

Die blauen Augen waren jetzt auf mich gerichtet. Unbeholfen streckte ich meine Hand aus, warf Tessan einen Blick zu, die mit einer diskreten Geste die Handflächen nach unten drückte und so ein Beugen der Knie andeutete. Ich knickste.

»Ich heiße Martina«, sagte ich und war erstaunt über die Kraft in der kalten, schmalen Hand, die meine drückte. Die Wunde am Daumen schmerzte und ich hatte Angst, sie würde anfangen zu bluten.

»Martina.« Florence schnalzte leicht mit der Zunge, als würde sie meinen Namen kosten. Sie hielt immer noch meine Hand fest, mir schossen beinahe die Tränen in die Augen vor Schmerz. Sie bemerkte das Pflaster in der Daumenbeuge und fragte trocken: »Hast du dich verletzt?«

»Das ist nur ein kleiner Kratzer«, sagte ich.

Endlich ließ sie meine Hand los.

»Hast du Hummer bekommen, Therese?«

Florence schien bereits das Interesse an mir verloren zu haben.

»Oh ja, sehr schöne Hummer. Sie sind in der Küche«, sagte Tessan munter.

Ich starrte sie erstaunt an. Wo hatte Tessan Hummer bekommen?

»Und alles andere? Hast du das auch bekommen, Therese?«

»Alles, gnädige Frau. Es wird ein wunderbares Fest werden.«

»Ganz bestimmt. Aber natürlich auch ermüdend. Ich muss mich noch ein wenig hinlegen, damit ich den Abend überstehe.«

Florence lächelte und schüttelte leicht den Kopf, als würde sie sich an etwas Lustiges erinnern.

»Therese, nimm die französischen Teller für den Hummer. Und das Kongelik-Dansk-Service für das Hauptgericht und das Dessert. Ich gehe also davon aus, dass um acht Uhr alles fertig ist. Ich komme um sieben mit den Tischkärtchen herunter.«

»Sehr wohl. Und – wäre es möglich, dass Martina hier übernachtet? Sie könnte mir mit dem Essen und beim Servieren helfen.«

Florence warf mir einen Blick zu.

»Ja, das ist eine ausgezeichnete Idee.«

»Warum hast du nicht gesagt, dass hier heute ein Fest stattfindet?«

Ich schaute mich in der großen Landhausküche um, sah jedoch nirgends eine Wanne mit bedauernswerten Hummern, die mit ihren zusammengebundenen Zangen klapperten.

Tessan lachte nur und gab mir eine Schürze.

»Komm und hilf mir beim Tischdecken«, sagte sie und ging voran in den Speisesaal.

Jedes Zimmer auf Glimmenäs hatte seinen eigenen, ganz besonderen Geruch. Die Gerüche waren durchweg nicht angenehm, aber außer der Dusche im Dienstbotentrakt, die offenbar schlimme Wasserschäden erfahren hatte, roch es auch nirgends ausgesprochen übel. Der Geruch des Speisesaals war der speziellste: dumpf und sinnlich zugleich – altes Holz, alter Zigaret-

tenrauch und noch etwas Undefinierbares, das ähnlich einem Musikstück einen Punkt tief in meinem Innern berührte.

Tessan legte eine gemangelte Leinendecke auf den Tisch, und aus einem großen Eichenschrank holte sie einen Stapel Teller mit Fisch-Design.

»Kannst du das Krustentierbesteck aus der Schublade da drüben holen? Es ist in einer blauen Schachtel«, sagte sie und verteilte die Teller auf dem großen Tisch. »Wie sieht es aus? Wir müssen es vielleicht putzen.«

Ich wusste nicht, wie Krustentierbesteck überhaupt aussah, aber ich fand eine blaue Schachtel mit Samtfutter, öffnete sie und hielt Tessan die spitzigen Werkzeuge hin.

»Ja, wir müssen sie putzen. Sie sind angelaufen«, entschied sie.

Wir nahmen das Besteck mit in die Küche. Ich zog die schwere Kostümjacke aus und die Schürze an, die Tessan mir gegeben hatte. Dann setzte ich mich ihr gegenüber an den Küchentisch.

Dass an meinem ersten Tag auf Glimmenäs ausgerechnet Hummer auf der Speisekarte stand, war eine Ironie des Schicksals. Wenn ich heute einen Krebs oder einen Hummer sehe, schaudert es mich, aber damals mochte ich Krustentiere noch sehr gern, und der Gedanke an frisch gekochten Hummer ließ mir das Wasser im Mund zusammenlaufen. Vielleicht würde ja auch etwas für mich und Tessan übrig bleiben?

»Das Besteck muss glänzen wie die Sonne, dann ist Florence zufrieden«, sagte Tessan und rieb die schmale Gabel wie verrückt mit einem Lappen.

»Wer ist denn alles eingeladen?«, fragte ich und verteilte mit einem anderen Lappen etwas Putzmittel.

»Die Üblichen. Die Kerle aus der Wendmann'schen Gesellschaft. Carl Henrik Gyllenmård und die anderen. Dann kommt bestimmt noch irgendein Generalkonsul oder Botschafter. Und vielleicht ein hohes Tier aus dem Außenministerium.«

»Du liebe Güte.«

Allmählich wurde ich tatsächlich nervös. Von welcher Seite servierte man gleich wieder? Das Essen von links und den Wein von rechts? Oder umgekehrt? Und konnte Tessan wirklich so ein Essen zubereiten?

Sie schien die Ruhe selbst zu sein. Sie hatte seit unserer gemeinsamen Zeit in Göteborg offenbar ganz neue Fertigkeiten entwickelt. Das Avancierteste, was sie damals zubereiten konnte, waren Spaghetti mit Hackfleischsoße aus dem Glas.

Sie hörte auf zu putzen und lächelte mich an.

»Guck nicht so erschrocken«, sagte sie. »Es kommt niemand.«

»Was?«

»Es kommen keine Gäste.«

»Überhaupt niemand? Warum denn?«

Sie hielt forschend eine Gabel gegen das Licht. Dann putzte sie weiter.

»Weil sie alle miteinander tot sind«, sagte sie fröhlich. »Florence lebt immer noch in den 1940er Jahren.«

»Ist das wahr?« Ich lachte erleichtert.

Plötzlich fielen mir die Augen von Florence wieder ein. Sie hatten ein ganz besonderes Leuchten. Als sei ihr Blick auf etwas gerichtet, das nur sie sehen konnte.

»Deswegen hat sie also die ganzen schönen alten Kleider aufgehoben«, sagte ich mit einem Nicken in Richtung der Kostümjacke, die über dem Stuhlrücken hing. »Ist es wirklich in Ordnung, dass wir sie anziehen?«

»Wir *müssen* sie sogar anziehen«, sagte Tessan.

Wieder hielt sie ein Messer in die Höhe, nickte zufrieden und begann das nächste zu putzen. »Florence kann moderne Kleider nicht ausstehen. Ich trage ihre Kleider, seit ich hier arbeite. Ich bin nicht sicher, ob sie dich in Jeans überhaupt empfangen hätte.«

Das Ganze wurde immer merkwürdiger.

»Dann kommen zu diesen Abendessen also nur du und Florence? Und jede Menge unsichtbare Gäste?«, fragte ich fasziniert. »Musst du auch für alle trinken, wie in *Dinner for one*?«

Tessan schüttelte den Kopf.

»Nein, nein. Niemand isst oder trinkt etwas. Wenn ich gedeckt habe, kommt Florence herunter und kontrolliert, ob alles in Ordnung ist, und verteilt die Tischkärtchen. Dann sagt sie, dass sie sich noch ein wenig ausruhen muss, bevor die Gäste kommen, und geht nach oben. Da nimmt sie eine Schlaftablette und schläft die ganze Nacht. Am nächsten Morgen kommt sie zum Frühstück herunter und sagt, es sei ein wunderbares Fest gewesen, und erzählt, was die Gäste Spannendes und Lustiges zu erzählen hatten.«

»Phantastisch. Wie oft macht ihr das?«

»Ungefähr alle zwei Wochen, würde ich sagen.«

Tessan erzählte, dass sie Florence über den Pflegedienst kennengelernt hatte. Sie hatten sie als neue Patientin bekommen. Sie war hingefallen und hatte sich das Bein gebrochen, und als sie aus dem Krankenhaus entlassen werden sollte, war man der Meinung, dass sie Hilfe brauchte, weil sie immer noch nicht gut laufen konnte. Sie war außerdem ein wenig verwirrt, hatte Probleme mit dem Zeitgefühl, was ganz normal war bei älteren Leuten, die aus dem Krankenhaus entlassen wurden. Das ginge vorüber, sobald sie wieder zu Hause waren.

»Aber da haben sie sich getäuscht«, sagte Tessan. »Die Verwirrtheit bei Florence war keine vorübergehende. Das merkte ich ziemlich schnell. Ich arbeitete die vereinbarten Stunden bei ihr, aber sie brauchte viel mehr Hilfe. Beim Amt war man natürlich der Meinung, sie solle in eine kleinere Wohnung ziehen, aber das wollte Florence nicht. Ich sollte alles Mögliche für sie machen, und ich musste immer sagen: »Tut mir leid, aber das darf ich nicht machen.« »Keine Mahlzeiten zubereiten, nur putzen«, »Ich kann nur zwei Zimmer saugen«. Und so weiter. Flo-

rence war natürlich nicht begeistert, und das kann ich verstehen. Die Gebühr für den Pflegedienst wird je nach Einkommen berechnet, und weil sie ziemlich vermögend ist, musste sie unglaublich viel für die paar Stunden bezahlen. Ich konnte sie nur an Vivianne Skog verweisen, das war die Zuständige beim Amt, damit man ihr mehr Stunden genehmigte. Nach einer Weile sagte sie: »Ich bin sehr zufrieden mit dir, Therese. Aber mit dieser Vivianne komme ich nicht zurecht. Wenn ich ehrlich bin, dann verursacht sie mir eher Probleme. Du kannst ihr sagen, dass ich die Dienste des Amtes in Zukunft nicht mehr in Anspruch nehmen werde.«

Tessan reckte den Hals und ahmte Florences etwas hochmütige Art zu sprechen nach.

»Vivianne ist ein richtiger Besen, da waren wir uns völlig einig«, fuhr sie fort. »Florence und ich kamen gut miteinander aus. Also kündigte sie dem Pflegedienst und machte mit mir eine eigene Vereinbarung. Ich kündigte meine Aushilfsstelle, Florence stellte mich privat an, und ich zog hier ein. Das war das Beste, was ich je getan habe. Ich wohne auf einem Gutshof, bekomme einen ordentlichen Lohn, und die Arbeit ist völlig okay. Ich bin ein bisschen angebunden, aber ich kann Leute herkommen lassen, und solange ich dafür Sorge, dass Florence ihren gewohnten Tagesablauf hat, kann ich eigentlich machen, was ich will. Ich kann sogar mal einen Tag wegfahren, wenn ich es im Voraus plane. Ich habe ja das Auto, ohne das könnte ich hier nicht wohnen.«

»Ja, es scheint dir hier gut zu gehen«, sagte ich zustimmend.

Als das Besteck geputzt war, legten wir es neben die Fischteller auf den Tisch und holten dann die Kristallgläser aus dem Schrank. Dreierlei Gläser mussten es sein, Tessan hielt sie gegen das Licht und prüfte sie auf Kalkflecken. Dann falteten wir die Leinenservietten und legten sie auf die Teller. Das Ganze kam mir wie ein Spiel vor.

Pünktlich um zehn vor sieben kam Florence herunter und inspizierte den gedeckten Tisch. Ein Glas musste noch einmal gespült werden, und dann fragte Florence, warum keine Blumen auf dem Tisch waren. War der Bote des Blumengeschäfts nicht gekommen?

Tessan sagte, die Blumen seien noch in der Küche, sie habe sie noch nicht arrangieren können. (Ich bemerkte später, dass diese Erklärung immer funktionierte. Ganz gleich was es war, man konnte immer sagen, es sei in der Küche, Florence setzte nie einen Fuß dorthin.)

Florence hatte ein Päckchen sorgsam beschrifteter Tischkarten dabei, die sie nachdenklich an die Gläser lehnte.

»Carl Henrik Gyllenmård sitzt wohl am besten neben mir, was meint ihr? Und Doktor Lagerstedt mir gegenüber. Wo soll ich Fritz Boman hinsetzen? Hm. Hier. Nein hier.«

Die Tischkarten wurden noch einige Male ausgetauscht, und als sie zufrieden war, sagte sie, sie würde sich noch etwas ausruhen, und ging nach oben.

»Und jetzt? Decken wir jetzt alles wieder ab?«, fragte ich.

»Ja klar. Und dann machen wir uns Tee und Brote in der Küche.«

Sie begann, die Teller einzusammeln.

»Übrigens.« Tessan hielt inne und blieb mit einem Stapel Teller in der Hand stehen. »Was du da über *Dinner for one* gesagt hast. Es *gibt* hier Wein.«

Kurz darauf waren wir im Keller von Glimmenäs. Die niedrige Decke wurde von groben Balken getragen. Hinter einer Latentür war der Weinkeller. Es waren bestimmt ein paar hundert sehr staubige Flaschen.

Wir nahmen eine Flasche mit in die Küche und entkorkten sie. Dann belegten wir ein paar Brote mit Käse und Schinken und nahmen alles mit in den Speisesaal.

Tessan zündete die Kerzen in den Silberkandelabern an und

schenkte ein wenig Wein ein. In der dunklen ziegelroten Flüssigkeit schwammen braunschwarze Flocken, wie Algen in einem Teich.

»Meinst du, der ist *zu* alt«, sagte Tessa und roch vorsichtig daran.

»Wir sollten ihn vielleicht dekantieren«, schlug ich vor.

Sie schaute mich fragend an.

»Ihn in eine Kanne oder etwas Ähnliches umgießen«, erklärte ich. »Damit der Bodensatz verschwindet.«

Meine Eltern hatten das gelernt, als sie einmal in einem Weinkenner-Club Mitglied waren.

»Ja, das sollten wir vielleicht«, sagte Tessa. »Florence hat mir schon eine Menge über Etikette beigebracht, aber wir kommen ja übers Tischdecken nie hinaus.«

Sie holte eine Glaskaraffe und ich goss den Wein vorsichtig um, dabei hielt ich die Flasche über eine Kerze im Kandelaber, so wie mein Vater es immer gemacht hatte.

Tessa schenkte in zwei Kristallgläser ein. Sie reichte mir das eine, schaute mir tief in die Augen und sagte:

»Prost, auf uns.«

Das hatte sie früher auch immer gesagt, wenn wir zum Feiern unterwegs waren.

Wir waren nicht ganz sicher, ob der Wein gut war oder nicht. Tessa fand, er schmeckte wie verrotteter Tang. Aber nach ein paar Schlucken war er ganz okay.

Es wurde ein netter Abend. Wir aßen unsere Brote und tranken den eigenartigen Wein, der immer besser wurde, je mehr wir tranken, und als die eine Flasche leer war, holten wir noch eine zweite. Wir redeten über alte Zeiten, und dann spielten wir *Dinner for one*. Ich saß am Kopfende des riesigen Tisches und spielte die Gräfin, die den leeren Stühlen zuprostete. Tessa war der Diener, der anstelle der Gäste trinken musste. Jedes Mal, wenn sie um den Tisch ging, stolperte sie über das nicht



vorhandene Tigerfell. Es gelang ihr wunderbar, aus jedem der Herren eine Persönlichkeit zu machen.

Ich hatte Angst, dass Florence aufwachen und herunterkommen würde, weil wir so laut lachten, aber Tessan beruhigte mich und sagte, ihre Schlaftabletten seien sehr stark.

Es war schon nach ein Uhr, als wir abdeckten. Ich war müde, betrunken und so glücklich wie schon sehr lange nicht mehr, als ich endlich zwischen den gemangelten Laken lag. Tessans Bett stand kaum einen Meter von meinem entfernt und das grüne Kostüm, das ich den ganzen Abend getragen hatte, hing auf einem Bügel an der Schranktür.

Am Tag zuvor hatte ich noch in einem Hotelzimmer in Göteborg gestanden und die Scheiße eines fremden Menschen aus einem Waschbecken entfernt. Das hier war eine andere Welt und ein anderes Leben.

# 7

Ich schlug die Augen auf und sah Tessian, wie sie in einem Streifen von rötlicher Morgensonne gerade das Zimmer verließ.

»Wie viel Uhr ist es?«, fragte ich.

»Zehn vor sechs. Schlaf weiter. Ich komme gleich wieder«, flüsterte sie.

Als wir später in der großen Küche von Glimmenäs frühstückten, fragte ich sie:

»Warst du heute Morgen schon so früh auf oder habe ich das geträumt?«

»Ich habe das Badewasser eingelassen. Florence nimmt jeden Morgen um fünf nach sechs ein Bad.«

»Kann sie nicht selber den Hahn aufdrehen?«

Tessian leckte Marmelade vom Finger und zuckte mit den Schultern.

»Sie möchte, dass ich es mache. Deshalb bin ich hier. Das ist nicht besonders schlimm. Ich bin es gewohnt, dass ich von alleine und ohne Wecker aufwache. Und dann schlafe ich wieder ein.«

Sie zog eine weiße Schürze an und wir deckten im kleinen Salon für Florence: eine Scheibe Toast, diagonal in zwei Dreiecke geschnitten, ein kleines Töpfchen Pflaumenmarmelade, ein weiches Ei, Tee in einer Porzellankanne und warme Milch in einem Kännchen aus Edelstahl. Sie wollte ihr Frühstück an einem winzigen Tisch am Fenster einnehmen, umgeben von Geranien und hohen Yucca-Palmen, wie in einem Dschungel.

Fünf vor halb neun knackte die Treppe von langsamen Schritten und Florence kam herein und setzte sich an den gedeckten

Tisch. Sie nickte uns freundlich zu, und wie von Tessan vorhergesagt, sprach sie von dem außergewöhnlich netten Fest gestern Abend.

»Ich glaube, ich habe sogar einen kleinen Kater«, sagte sie und rieb sich die Schläfen mit den Fingerspitzen. »Das letzte Glas Wein hätte ich nicht trinken sollen, das war dumm von mir.«

Ich schenkte ihr Tee ein. Als ich die Kanne abstellte, nahm sie meine Hand und betrachtete sie.

»Du hast schöne Hände, meine Liebe. Und kräftig sind sie auch.«

Es war mir ein wenig unangenehm, aber ich ließ es zu, dass sie meine Hand untersuchte. Sie bog vorsichtig meinen Mittelfinger nach hinten. Sie tat es ganz selbstverständlich und fachmännisch, wie ein Arzt. Es tat weh, aber ich traute mich nicht, die Hand wegzuziehen. Schließlich war sie alt und ich hatte in ihrem Haus übernachtet und ihren Wein getrunken. Irgendwie schien meine Hand ihr zu gehören, wenn auch nur für kurze Zeit.

»Das stört dich doch wohl nicht beim Maschineschreiben?« Sie deutete auf das Pflaster in der Daumenbeuge. »Denn du kannst doch Maschine schreiben?«

»Wie Maschine?« Ich verstand nicht, was sie meinte.

»Schreibmaschine, meine Liebe. Kannst du auf einer Schreibmaschine schreiben?«

Sie schaute mich an und ich bemerkte ein ganz neues Interesse in ihren blauen Augen.

»Na ja«, antwortete ich unsicher.

Tessan wischte Krümel vom Tisch und verzog keine Miene. In ihrer weißen Schürze glich sie wirklich einem altmodischen Hausmädchen. Tessan kam mir in dieser Rolle eigenartig vor. Ich hatte sie immer wild und aufmüpfig erlebt, nicht bereit, sich unterzuordnen.

»Dein Vater hat dir doch eine Ausbildung ermöglicht, nicht wahr?«, sagte Florence.

Eine Ausbildung? Ja, das hätte mein Vater sich gewünscht. Aber mit meinen Noten vom Gymnasium war daran nicht zu denken. Ich hatte in vier Fächern mangelhaft.

»Kannst du Sprachen?«

»Englisch kann ich. Und ein wenig Deutsch«, murmelte ich.

Sie ließ meine Hand los und lachte triumphierend.

»Hab ich's mir doch gedacht! Du kannst Maschine schreiben und Englisch und Deutsch. Das ist ausgezeichnet! Ich brauche nämlich eine Sekretärin. Ich habe eine Schreibmaschine, aber ich beherrsche sie so schlecht, dass ich lieber von Hand schreibe. Wie war dein Name gleich wieder?«

»Martina.«

»Möchtest du meine Sekretärin werden, Martina? Ich kann keinen sehr hohen Lohn anbieten. Aber du hast natürlich freie Kost und Logis hier auf Glimmenäs.«

»Ich weiß nicht«, sagte ich überrumpelt und warf Tessa einen Blick zu. Ich hoffte, sie würde mir in dieser Situation beistehen.

Tessa nickte mir hinter Florences Rücken eifrig zu, ihre Lippen formten lautlos »ja«.

Und auf einmal wurde mir klar, dass sie recht hatte. Ich wusste zwar nicht, was ich als Sekretärin bei Florence tun musste. Aber ich wusste, was ich *nicht mehr* tun musste: Ich musste nicht ins Hotel zurück. Ich musste mich nicht mehr um irgendwelche Scheiße kümmern. Ich musste nicht mehr verzweifelt nach einer Unterkunft suchen oder bei Freunden auf dem Sofa übernachten. Und ich musste nicht mehr zu meinen Eltern zurückkehren, die sowieso keinen Platz mehr für mich hatten.

Es war ein unsicherer Job. Florence konnte mich jederzeit wieder rausschmeißen. Aber Tessa arbeitete ja schon einige

Monate hier. Eine viel weiter reichende Perspektive hatte auch ich nicht.

»Ja, vielen Dank. Sehr gerne, Fräulein Wendman«, sagte ich und knickste.

»Du kannst mich Tante Florence nennen. Kannst du vorläufig in Thereses Zimmer wohnen? Ich fürchte, die Gästezimmer sind noch nicht hergerichtet. Wir fangen um Viertel vor zehn mit der Arbeit an.«

Tessan zwinkerte mir zu. Ich merkte, dass sie die Unterordnung nur spielte. Wie eine Rolle. Das Ganze hier war für sie ein Theaterstück, ein Spiel, und die Erkenntnis, dass ich jetzt ein Teil dieses Spiels war, begeisterte mich.

»Viertel vor zehn, selbstverständlich«, wiederholte ich.

Diese Uhrzeiten. Ich lernte bald, dass der Tag auf Glimmenäs von Uhrzeiten bestimmt war. Fünf nach sechs Wannenbad. Frühstück halb neun. Arbeit Viertel vor zehn. Kaffee und belegte Brote zehn vor eins. Spaziergang zwanzig nach zwei. Abendessen ohne Gäste zwanzig nach fünf, mit (unsichtbaren) Gästen um acht Uhr.

Wenn es um Stunden und Minuten ging, nahm Florence es sehr genau mit der Zeit. Mit den Jahren ging sie erheblich nachlässiger um.

Die meisten Räume des Hauses waren hübsch, aber recht sparsam möbliert, und trotz eines gewissen Verfalls, der sich in abblättrender Farbe und abbröckelndem Stuck an den Decken zeigte, vermittelten sie den Eindruck von Eleganz und Stil. Deshalb war ich sehr überrascht, als ich in das Arbeitszimmer von Florence kam. Ich kann mich nicht erinnern, jemals in einem Zimmer gewesen zu sein, das so vollgestellt und unordentlich war. Überall lagen Bücher, Ordner, Zeitungen und Papiere. Sie hatte drei Schreibtische und sie schien immer gerade den zu benutzen, der am wenigsten unordentlich war. An den Wänden waren Bücherregale, aber man kam nicht an die Bücher, weil Zeitungs- und Papierstapel davor standen. Manche dieser Stapel waren größer als Florence selbst.

Die Schreibmaschine stand in einer Ecke, eine Staubwolke stieg auf, als Florence sie zum Schreibtisch tragen wollte. Sie schien schwer zu sein. Ich wollte sie ihr abnehmen, aber sie schüttelte heftig den Kopf und versuchte schnell, einige Papierstapel beiseitezuschieben, damit sie die Maschine abstellen konnte.

»Das hier wird dein Schreibtisch, meine Liebe«, sagte sie, als die Maschine an ihrem Platz stand. »Habe ich denn Papier? Das hier sollte gehen.«

Sie spannte ein Blatt in die Maschine.

»So. Du schreibst doch zuerst ein Konzept, nehme ich an.«

Sie ging zu einem der Papierstapel vor dem Bücherregal, hob die oberste Schicht ab und zog ein paar Seiten hervor. Dann setz-

te sie sich an den gegenüberliegenden Schreibtisch, so dass wir Blickkontakt hatten, und blätterte in den Papieren.

»So, wir wollen anfangen. Wir haben sehr viel Arbeit. Funktionierte das Farbband?« Sie beugte sich vor.

Ich hatte noch nie eine Schreibmaschine verwendet. Zum Glück waren die Tasten genauso angeordnet wie bei einem Computer.

Florence wendete und drehte ihre Papiere, als würde sie etwas suchen.

»Mein Vater ist, wie du sicher weißt, Diplomat. Zurzeit ist er in der schwedischen Botschaft in Kairo. Er hat unglaublich viel zu tun, und ich würde gerne hinunterfahren und ihm helfen, aber leider vertrage ich die Hitze nicht. Ich arbeite deshalb von Glimmenäs aus. Ich kann hier mehr ausrichten, haben wir festgestellt.«

Dass eine Siebenundachtzigjährige von ihrem Vater im Präsenz sprach, war ein wenig merkwürdig, aber ich beschloss, mich nicht darum zu kümmern.

Sie legte die Papiere ab, beugte sich so weit wie möglich über den Schreibtisch und fuhr fort:

»Ich gehe davon aus, dass du diskret bist, Martina. Als meine Sekretärin bekommst du streng vertrauliche Dokumente zu Gesicht, und es würde ein unglaublich großer Schaden entstehen, wenn sie allgemein bekannt würden. Alles, was in diesen vier Wänden gesagt und geschrieben wird, ist also ...« Sie senkte die Stimme zu einem zischenden Flüstern: »... höchst vertraulich. Ich hoffe, ich kann mich da auf dich verlassen?«

Sie sah mir streng in die Augen.

Tessan hatte mir geraten, auf ihr Spiel einzugehen, also antwortete ich:

»Absolut, Tante Florence. Selbstverständlich.«

»Gut so.«

Sie begab sich zum dritten Schreibtisch, wühlte da einige

Stapel durch, bis sie endlich gefunden hatte, was sie zu suchen schien. Sie kam zu mir, reichte mir eine braune kartonierte Mappe, die mit einem vergilbten Baumwollband zusammengehalten wurde und auf deren Etikett mit großen Buchstaben GEHEIM stand.

»Das werden wir heute bearbeiten«, sagte sie und setzte sich wieder mir gegenüber.

Ich schwieg und wartete auf weitere Instruktionen.

»Ja, ja, du kannst sie aufmachen.« Sie nickte aufmunternd. »Ich werde nicht näher auf die Sachfrage eingehen, das ergibt sich von selbst. Das Problem ist, dass alles handgeschrieben ist. Ich brauche eine Maschinenabschrift. Und leider eilt es auch. Der Brief sollte möglichst mit der heutigen Post auf den Weg kommen. Meinst du, du wirst es schaffen?«

Ich löste vorsichtig den ordentlichen Knoten und öffnete die Mappe. Darin lagen etwa dreißig Seiten, vollgeschrieben in einer zierlichen Handschrift. Manche Sätze waren mehrfach unterstrichen. Anderes war so gründlich überkritzelt, dass das Papier fast löchrig war. Zwischen den Zeilen und am Rand gab es noch zusätzlichen Text mit roter oder grüner Tinte, die Stellen, wo sie eingefügt werden sollten, waren mit Pfeilen gekennzeichnet. Längere Zusätze waren eingekringelt und durch Schlangenlinien mit einer Textstelle verbunden, wie ein festgebundener Ballon.

»Ich werde mein Bestes tun«, sagte ich.

»Wenn etwas unklar ist, kannst du fragen. Also, dann fangen wir an.«

Tessan hatte mich gewarnt, sie sagte, die Handschrift von Florence sei unleserlich, aber das stimmte nicht. Es war eine ordentliche, zierliche Handschrift, so wie man sie früher in der Schule lernte. Als meine Großmutter noch lebte, hatte sie mir in genau dieser Handschrift Briefe geschrieben, ich hatte also keine Probleme, sie zu lesen.



Aber der Inhalt! Ich wusste ja, dass Florence alt und verwirrt war. Aber erst als ich diese Papiere las, wurde mir klar, wie verrückt sie war. Ich werde euch nicht mit allzu langen Auszügen ermüden, aber eine kleine Kostprobe möchte ich geben, damit ihr es versteht:

*Verehrte Betroffene. Anknüpfend an unsere bisherige Korrespondenz bitte ich darum, an die Arbeit erinnern zu dürfen, die mein Vater, Ernst Wendman, mit imponierender Brillanz und der geneigten Unterstützung durch seine geliebte Tochter Florence Wendman, verrichtet hat. Es ist von größter Bedeutung, dass die Arbeit mit der gegenwärtigen Geschwindigkeit in diesen Wänden fortgeführt wird. Was mich, Florence Wendman, angeht, wird nichts nach außen dringen, und ich setze voraus, dass die verehrten Betroffenen meine (unsere) Auffassung teilen, dass diese äußerst wichtige Arbeit unter keinen Umständen gefährdet werden darf, indem mit vertraulichen Inhalten nachlässig umgegangen wird. In diesen Tagen sind FÜRCHTERLICHE KRÄFTE am Werk!!! Wir müssen uns jetzt auf unseren Mann in Kairo verlassen können, Ernst Wendman. Wir können mit allergrößtem Vertrauen unser Schicksal in seine Hände legen und uns darauf verlassen, dass seine Tochter, Florence Wendman, an der Seite ihres Vaters steht. Sie ist mit den Angelegenheiten befasst, absolut zuverlässig und mit dieser Aufgabe wohl vertraut ...*

Ich nickte ernst und begann damit, den Text mit allen Einfügungen abzuschreiben. Das dauerte. Da ich an die empfindliche Tastatur des Computers gewöhnt war, drückte ich nicht fest genug auf die Tasten. Am Anfang sah man überhaupt nichts und ich musste von vorne beginnen. Wenn man am Ende der Zeile war, klingelte es und man musste einen Hebel bedienen, um auf eine neue Zeile zu wechseln. An all das musste ich mich mühsam gewöhnen, aber ich strengte mich an.

Florence bemerkte meine Probleme nicht. Während ich schrieb, saß sie, jetzt mit einer Hornbrille auf der Nase, am anderen Schreibtisch und war damit beschäftigt, ihre Stapel mit Papieren und Zeitungsausschnitten durchzugehen. Sie blätterte, blieb an einer Seite hängen, zog sie heraus und steckte sie wieder hinein, nahm die nächste, las, machte Notizen. Das alles geschah sehr rasch und konzentriert.

Als ich endlich mit der Abschrift fertig war, übergab ich Florence den Brief. Ich hatte mich mehrmals vertippt, aber sie schien zufrieden zu sein.

Sie gab mir einen großen Umschlag, bat mich, die Adresse darauf zu schreiben und den Brief zur Post zu geben.

»Adressieren an wen?«, fragte ich.

»Ans Außenministerium natürlich«, sagte sie gereizt, als ob ich es hätte wissen müssen. »Dort wird man ihn weiterleiten. *To whom it may concern*«, fügte sie mit einem geheimnisvollen Flüstern hinzu.

Als Tessan die Zehn-vor-eins-Brote richtete, ging ich zu ihr in die Küche und fragte, was ich mit dem Umschlag machen sollte.

Sie streckte den Fuß vor und trat auf das Pedal des Müllimers und schnitt weiter ihre Gurkenscheiben.

»Wirf ihn weg«, sagte sie.

Ich zögerte. Die Abschrift hatte so lange gedauert. Und dieser Brief schien Florence sehr wichtig zu sein.

»Sie wird nie mehr danach fragen«, sagte Tessan. »An wen ist er?«

»Das ist vertraulich. Das Außenministerium soll ihn an jemanden weiterleiten«, sagte ich.

»Wer immer es sein mag, er ist seit langem tot, wie alle anderen auch. In der Welt von Florence leben sie. Sie sind wichtig, ganz hohe Tiere und superbegabt. Aber tot. Also wenn du die Adresse zum Himmel nicht kennst: Wirf ihn weg!«